

Konrad Pfaff

Ein Essay

zur besseren Erfassung der „Achsenzeit“

(ab 7. Jh. v. Chr.)

im Dialog mit Bruno Snell:

Die Entdeckung des Geistes

Was Bruno Snell über die Achsenzeit sagt in seinen Studien zur Entstehung des europäischen Denkens in seinem

„Die Entdeckung des Geistes“

Vandenhoeck u. Ruprecht in Göttingen 2000<sup>8</sup>

Es ist wunderbar, aus einem genialen Buch Merksätze und Ausführungen zu gewinnen und sich „um die Ohren zu schlagen“ und weiter zu denken auf die eigene Problemlage hin. Schon in der Einführung sagt uns Bruno Snell etwas ganz und gar Wichtiges zur Analyse des Zeitalters von 800 bis 300 v. d. Zeitwende: „Die Griechen haben nicht nur mit Hilfe eines schon vorweg gegebenen Denkens nur neue Gegenstände (etwa Wissenschaft und Philosophie) gewonnen und alte Methoden (etwa ein logisches Verfahren) erweitert, sondern haben, was wir Denken nennen, erst geschaffen: der menschliche Geist als tätiger, suchender, forschender Geist ist von ihnen entdeckt; eine neue Selbstauffassung des Menschen liegt dem zugrunde.“ (S. 7)

Ein hilfreiches, erfinderisches, bereitendes Denken hatte der Mensch als Fähigkeit schon vorher, er dachte, fühlte fürs Überleben. Er fand sich vor und es widerfuhr ihm einiges, auf das er Antwort geben musste. Auch sein zentrierendes, ordnendes Ich erwachte früh. Doch eine Selbst-Auffassung hatte er – so unsere Hypothese – nicht. Er hatte nicht das Bewusstsein vom Bewusstsein, oder konnte es noch nicht genug nutzen. Diese Entdeckung geschah in drei zentralen Kulturen der Menschheit fast gleichzeitig und getrennt. Diese „neue Selbstauffassung“ entfaltete sich „in Dichtung und Philosophie von Homer an ..., die Dichtungen des Epos, der Lyrik, des Dramas, die Versuche, die Natur und das Wesen des Menschen rational zu begreifen, sind die Etappen auf diesem Wege.“ (S. 7) Wenn der Titel des Buches „Entdeckung des Geistes“ heißt, suggeriert diese sprachliche Wendung, als ob etwas fernes fremdes Vorhandenes erstmalig gefunden worden sei; als wäre es vergleichbar mit den großen Entdeckungen fremder Kontinente und Länder von Europa her.

„Der europäische Geist ist erst geworden, indem er entdeckt wurde; er existiert im Bewusstsein des Menschen von sich selbst.“ (S. 7) Es ist immer neu aufregend zu denken, dass das reflexive Subjekt nicht „entdeckt“ wurde und auch nicht erkannt wurde, als läge ein Objekt vor dem Denken und Erkennen, „sondern bei der Selbst-Auffassung und Selbst-

Erkenntnis, wie die Worte hier gebraucht sind, existiert das Selbst eben nur in dem Auffassen und durch das Erkennen". (S. 8) Diese Selbst-Tat und ihre Identifizierung im Bewusstsein hebt sich von der „Form mythischer oder (anderer) Intuition“ ab, auch wenn die Grenze verschwommen ist und sich über Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende abzeichnet. „Es kommt hier nicht auf die Erleuchtung des Einzelnen an, sondern darauf, dass das Erkannte mitteilbar ist; denn für die Geschichte zählt nur, was auch Allgemeingut werden kann.“ (S. 9) Dieser zwischenmenschliche Akt ist wesentlich „Geistoffenbarung“. Es ist nicht Zufall, dass nach wenigen Jahrhunderten oder Jahrzehnten dieses Selbstbewusstsein des Geistes als Dialog, Mäeutik und Selbstsorge als soziales und politisches Phänomen in Hellas zum tragen kam. Nicht zu vergessen: „Geist“ soll hier stets den menschlich-geschichtlichen Geist aussagen, und es werden keine anderen „Geist-Begriffe“, metaphysischer, religiöser Art gebraucht. Geistentdeckung ist stets realer Prozess, spielt sich im Leben der Menschen ab, ist mitten im Lebenslauf des Erwachens, oft durch Abschied, Elend, Schmerz erhärtet. Durch Unseligkeiten der zweifelnden Selbsterfahrung gelangt sie zu den Momenten ihrer Seligkeit. Es ist stets ein realer Prozess der Bewusstwerdung mitten in der Sorge des Daseins mit dem Auftrag realer Sorge um sein Selbst. Selbst-Erkenntnis ist eine reale Fähigkeit menschlichen Bewusstseins; materiell-energetisch ermöglicht durch seine komplexe Gehirnstruktur.

Der vorwiegend noch im mythisch-magischen Sein lebende vorhomerische und auch homerische Mensch (vielleicht mit einigen Passagen der späteren Odyssee) lebte natürlich Seele und Geist im Sinne von Gefühlen, Gedanken, Handlungen, doch im prägnanten Sinne gesprochen sind „Geist, Seele usw. nur im Selbstbewusstsein“. (S. 10) Dies ist einfach die Entdeckung eines eigenen „Innenraums“ gegenüber dem Außenraum „Welt“. Diese Auffassung eines „Eigenen“, das abwechselnd und oft diffus, Geist, Seele, Herz, Pathos, Intelligenz, Rationalität, Fühlenden genannt wird, führt „zugleich zur europäischen Philosophie, Wissenschaft, Moral und – späterhin – Religion“. (S. 11) Eine realistische Seinserkenntnis gebietet uns, „die Entdeckungen der Griechen, von denen hier die Rede ist“, als „gestaltete Erlebnisse“ anzusehen. „Die Leidenschaft, mit der sie durchbrechen, ist nicht nur etwas Persönliches, das beliebige Formen annehmen könnte; als geschichtlicher Durchbruch eines neuen Selbstbewusstseins des Geistes ist sie gebunden einerseits an die Formen, in

denen der Geist sich selbst begreifen kann.“ (S. 11) Wir können diese geschichtlichen Formen heute noch zurückverfolgen in evolutionär-gehirnstrukturelle Basisgeschehen und auch die Selbsterfahrungsformen des Geistes anbinden an Phänomene komplexer mikrobiologischer Art. Daran anknüpfend ist es nicht verwunderlich, „dass bestimmte geistige Urphänomene in immer abgewandelter Form sich dem Bewusstsein aufdrängen und dem Wissen des Menschen um sich selbst jeweils sein Gepräge geben.“ (S. 11)

Eine gar kunstvolle Zusammenschau des Übergangs vom mythischen Bewusstsein der homerischen Figuren zum Erwachen in dem entdeckten Geist liest sich am Ende des 1. Kapitels, die da getitelt ist „Die Auffassung des Menschen bei Homer. Dass die großen Werke Homers aus dem achten Jahrhundert stammen, doch sie Zeiten darstellen, die noch ein halbes Jahrtausend zurückliegen, ist mittlerweile eine allgemein angenommene Hypothese. Bruno Snell zeigt nun mit sprachanalytischen Mitteln auf, dass „Seele und Geist“ noch keine eigene Dimension bei Homer besitzen, sondern diese stets vom Körperlichen her aufgezeigt sind: die eigene Dimension des Seelischen, die Intensität, tritt nicht hervor. Intensität gibt es bei Homer auch nicht in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes als „Spannung“, während für Heraklit die innere Gegensätzlichkeit und polare Spannung eine wesentliche Eigentümlichkeit des Logos und alles Lebendigen in der Welt ist.

Zum Zweiten: Zwiespalt in der Seele gibt es bei Homer so wenig, wie es Zwiespalt im Auge oder Zwiespalt in der Hand geben kann. Auch hier bleibt, was man von der Seele aussagen kann, ganz in der Sphäre dessen, was für körperliche Organe gilt.“ (S. 27)

Zum Dritten: „Es gibt bei Homer nicht geteilte Empfindungen – erst Sappho spricht vom bitter-süßen Eros. Homer kann nicht sagen ‚halb freiwillig, halb ununfreiwillig‘.“ (S. 27)

Zum Dritten schließen wir: „Es gibt deshalb bei Homer auch keine echte Reflexion, keine Zwiesprache der Seele mit sich selbst.“ (S. 27)

Zum Vierten ist eine wesentliche Qualität des Logos bei Heraklit, „dass er ein ‚Gemeinsames‘ ist, dass er durch alles hindurchgeht, dass alles teil an ihm hat. ... Auch für diese Vorstellung fehlen bei Homer die sprachlichen Voraussetzungen.“ (S. 27)

Zum Fünften erkennt Bruno Snell bei Heraklit eine Eigenschaft des Logos im Fragment 115 „der Seele ist der Sinn eigen, der sich selbst vermehrt“ . ...

Eine eigene Steigerungsfähigkeit des Geistigen kennt Homer nicht.“ (S. 27/ 28)

Zum Sechsten bemerkt Snell, dass so etwas wie Konzentration, Sich-Zusammennehmen, Sich-Zusammenreißen bei Homer nirgends ausgesagt wird. „Will Homer erklären, woher solch ein neues Maß von Kraft kommt, bleibt ihm nur zu sagen, dass der Gott es verliehen hätte.“ (S. 28)

Zum Siebten müssen wir sehen, dass echte eigene Entscheidungen, Abwägungen, Überlegungen stets durch das Eingreifen der Götter bedeutsam werden. „Der Glaube an solches Wirken der Gottheit ist also das notwendige Komplement für die Vorstellungen Homers vom menschlichen Geist und von der menschlichen Seele.“ (S. 28)

Zum Achten - und als Differenz bedeutsam - wird klar, dass die Seele, als erstes Bewegendes „wie Aristoteles sie fasst, oder überhaupt die Vorstellung von einem Mittelpunkt, der das organische System beherrscht, ist Homer noch fremd.“ (S. 28) Auch diese Unterscheidungen von Leib, Seele, Geist ist dem Menschen des magisch-mythischen Bewusstseins fremd. Das hat er lernen müssen, und in der Anmerkung 54 erinnert Snell an Gotthard Günthers Terminus von der „nullten“ Reflexionsstufe des Bewusstseins, da der „Sinn“ objektiv gefasst wird als Gott. Diese Elementarverfassung des Bewusstseins spiegelt ganz unmittelbar den gegenständlich geschlossenen Seinszusammenhang wider und produziert mit der Unbefangenheit einer optischen Kamera ein einfaches Abbild der objektiven Welt ...“ (Archiv f. Philos. 7, 1957, S 19 ff.)

Zusammenfassend führt Bruno Snell aus „Die homerischen Menschen sind noch nicht zu dem Bewusstsein erwacht, in der eigenen Seele den Ursprungsort eigener Kräfte zu besitzen, ziehen die Kräfte aber nicht durch irgendwelche Zauberpraktiken an sich, sondern erhalten sie als sehr natürliche Geschenke der Götter“. Nicht mehr vordringlich magisches, sondern mythisches Bewusstsein wird hier aufgewiesen. Der Einbruch des selbstreflexiven Bewusstseins in der Achsenzeit wird eine weitere Entzauberung und Entmythisierung bringen: „Immer mehr von dem Wirken dieser Götter nehmen die Griechen, je weiter ihre Selbstauffassung sich entwickelt, gewissermaßen in den menschlichen Geist herein.“ (S. 29) So nimmt ein Stück Menschheit, eine Minderheit von Individuen Abschied vom schon erblindeten mythischen Bewusstsein und versucht sich an den neuen Gestaden des Bewusstseins, das sich verdoppeln und spiegeln kann und sich dadurch vermehrt in der Kraft des Fühlens, Denkens und Selbst-Entscheidens. Diese neue Epoche, von Karl Jaspers,

„Achsenzeit“ genannt, ist gekennzeichnet durch das Erwachen des Geistes in vielerlei Formen. Es ist aufregend zu beobachten, „dass in der Lyrik zuerst Dichter als Persönlichkeiten hervortreten.“ (S. 56)

Wir wissen gar nicht, ob Homer eine Person war, „die Lyriker nennen ihre Namen, sprechen von sich selbst, geben sich als Einzelmenschen zu erkennen.“ (S. 56) Es ist dies ein Zeichen der Zeit, dass sich zum ersten Mal „einfache“ Menschen wichtig genug dünken, sich selbst zu benennen, darzustellen und zu deuten. Neben den Lyrikern weisen sich philosophische Denker, Weisheitslehrer, Gesetzgeber und Parteiführer als auch religiöse Denker als einzelne Personen aus und durchbrechen die bis dahin geltende Anonymität mythischen Geistes und insbesondere die des Orients. Die frühgriechische Lyrik entfaltet sich aus der Spannung „zwischen Mythos und Gegenwart, zwischen Gültigem und Faktischem, zwischen Anspruch und Erfüllbarkeit.“ (S. 57) Es ist kein Zufall, dass die Lyriker das erste Mal in der Geschichte Persönliches, ja Intimes als bedeutungsvoll behandeln. Sie sprechen von sich selbst, sie halten dies gegenüber allem Weltlichen und Kriegsgeschehen bedeutungsvoller für sich selbst. Im Grunde etwas Unerhörtes, das kleine Individuum maßt sich an, statt über Götter, Großkönige, Strategien und Imperien über sich zu sprechen und die Entdeckungen seines Innenraumes, seiner Gefühle, Sehnsüchte, Liebeswünsche zu spiegeln und in vollendeter Sprache auszudrücken. Das Dreigestirn von 650 – 500 bildeten Archilochos, Sappho und Anakreon. Eine Kette von wundervollen Offenbarungen des neuen sich selbst findenden und reflektierenden Geistes können wir auch oft nur in Fragmenten als sprachvollendete Beweisstücke des an der „Achsenzeit“ bauenden poetischen Geistes genießen. Die Entdeckung des Individuellen ist jedoch nicht in unserem Sinne „privat“, sondern sie erfasst etwas Gemeinsames unter Menschen und somit eine Anerkennung der Vielfalt und relativen Andersheit. „Ein jeder wärmt an anderen Dingen sich das Herz“, sagt Archilochos im Anschluss an Homer. Diese Akzeptierung der Vielfalt ist gleichbedeutend mit der Akzeptierung einer Andersartigkeit und beobachtet die Bedingtheiten, in denen der Einzelne sein neues Bewusstsein entfaltet. „Dass ein Mensch sein eigenes Meinen dem der übrigen Menschen gegenüberstellt“, geschieht immer wieder in den lyrischen Texten. Diese Gegenüberstellung hielt ja auch lange Zeit den Widerstand des in vielen und vielem herrschenden Mythos. „Er preist die Reiter, ein Andrer Fußvolk./ Einer viele Schiffe als überschönstes/ Gut der

dunklen Erde, doch ich: wonach ein Liebender trachtet. ... Lieber würde ich die geliebten Schritte/ Und das helle strahlende Antlitz sehen/ Als der Lyder Wagen und als das schwer bewaffnete Fußvolk." (Sappho)

In solchen Texten erfahren wir die tiefe Verbundenheit des neuen reflexiven Subjekts mit seinem Ich-Selbst in Liebe und Schönheit.

Insbesondere die Seligkeiten und Bedrängnisse der Liebe werden zum entscheidenden Antrieb der selbstreflexiven Darstellung: „Was einer liebt, ist das Schönste.“ (Sappho). „Zum ersten Mal treffen wir den Gedanken bei Sappho. Ein andermal sagt sie von ihrer geliebten Tochter Kleis: „Gegen sie vertauscht ich nicht die ganzen lydischen Lande“, und Anakreon nimmt diesen Gedanken in der Form der Priamel auf: „Amaltheias gefülltes Horn/ Brauch' ich nicht; auch verlangt es mich/ Nimmer, hundertfünfzig Jahr Fürst zu sein von Tartessos.“ (S. 60) Hier und in vielen ähnlichen Texten werden nicht nur neue Wünsche ausgesagt, sondern klare Bedeutungen schaffen Werte, die nur aus dem neuen Bewusstsein kommen konnten. Das Wertvolle wird neu geprägt und alten Werten klar und fest entgegengesetzt. Gegen anerkannte Werte mythischen Seins werden sehr persönliche Gefühle, Wünsche als viel wichtiger gebraucht und das auch noch in formvollendeter Sprache.

Es ist immer neu zu bemerken, wie sehr der erwachende Gebrauch selbstreflexiver Prozesse nach und nach einen „Wertewandel“ mit sich bringt: „Gegen anerkannte Werte setzt Archilochos auch sonst, was er für wertvoller hält, viel schroffer noch als Sappho, ja geradezu anstößig. ... Diese Freude am Entlarven des Scheins kehrt, allerdings in banaler Form, wieder bei Anakreon.“ (S. 61). Seitdem ist die Kritik am Alten, die Entlarvung der Gültigkeit formaler Werte und die denkfühlende Bedeutungs-bemessung des Neuen sozusagen eine fast schon selbstverständliche Weisheit, Methode und Technik selbstbewusster Dichter und Künstler. „Woher nehmen diese Dichter (der Achsenzeit) sich das Recht, so persönlich zu urteilen?“ (S. 62) Nun, könnte einer etwas leichtfertig antworten, weil sie die Bedeutung des sogenannten Persönlichen entdecken. Weil sie das harrende in den Gehirnmutationen letztthin realisierte Vermögen der Ich-Selbst-Reflexion aktualisierten. Dies ist bei Archilochos, Sappho, Anakreon bewegend nachzulesen. So: „In Sehnsucht (S. 5´63) lieg ich jammervoll/ Ganz entseelt, auf der Götter Geheiß von entsetzli-

chen Schmerzen/ Durchbohrt bis tief in mein Gebein./“ „Archilochos empfindet seine Liebe als etwas, das ihn der Ohnmacht oder dem Tode nahe bringt. ... Die Liebe selbst empfindet der Dichter als Wirkung der Gottheit, aber dass der glatte Strom des Erlebens gehemmt ist, wird ihm bewusst als etwas Persönliches, als Ohnmacht, als todesähnliche Hilflosigkeit ... So erlebt auch Sappho die Liebe.“ (S. 63) Das Erwachen, die „Entdeckung des Geistes“ ist gekoppelt mit den intimsten Entdeckungen der Liebe und anderer erregender Gefühle des Leidens, der Lüste als eine großartige Macht, Natur-Macht, die in einem selbst sehr persönlich, sehr ich-selbst-nah, gefunden wird. Es ist ein Zweifaches: einmal die Entdeckung in einem selbst, was einem teuer ist und ihn auch teuer zu stehen kommt, und das andere, das Schöne der Liebe begegnet in einer Auslieferung, in einer Ohnmacht todähnlicher Art. Es ist ein „Innenblick“, der da benützt wird, der beides wichtig erlebt. Archilochos weiß von der Unfähigkeit „ich bin nicht fähig etwas zu tun ... Doch die Begierde, mein Freund, hat gliederlösend mich besiegt“. (S. 64) Sappho beginnt ein Gedicht: „Wieder treibt mich Eros umher, der gliederlösende, das bitter-süße Wesen, vor dem ich hilflos bin.“ Diese Genauigkeit der Beschreibung (S. 64) eines Phänomens, das bis dahin tausende von Jahren nicht würdig war, mitgeteilt zu werden, ist das Neue dieser Zeit. Die Selbstreflexion ist aus ihrer Diffusität getreten und findet ihre sprachlich vollkommene Form gerade in jenen neu bewusst gewordenen persönlichen Geschehnissen wie der Liebe, des Abschieds, der Trauer, des Schmerzes, der Wut und des Zorns. Von nun an kann der Mensch in sich vielerlei Gefühle und Einstellungen erkennen und vereinen, er kann sie nicht nur „standhaft dulden“ oder sagen: „Aber alles kann man ertragen“, (Sappho) sondern erkennen, integrieren, ja genießen. Ein Musterbeispiel dafür ist ein Gedicht von Archilochos: „Herz, mein Herz, von ausweglosen Leiden stürmisch aufgewühlt, raff dich auf und wehr dem Feinde. Tapfer ihm entgegen wird/ Deine Brust; und fest gewurzelt halt ihm so im Nahkampf stand,/ unerschüttert! Bist du Sieger, jubelst nicht vor aller Welt,/ und, besiegt, wirf nicht zu Hause jammernd auf den Boden dich;/ Sondern freu' dich deiner Freude, gräm dich deines Missgeschicks/ Nie zu sehr. Erkenne, welcher Wechsel über Menschen herrscht.“ (S. 67) Ähnlich schließt Sappho das einzige Gedicht, das zur Gänze erhalten blieb: „Komm auch jetzt zu mir und erlöse mich aus der/ Qual und Angst. Erfülle du, was das eigne/ Herz vollenden möchte und sei du im Kampf mir meine Gefährtin!“ (S. 68) Liebe und Liebesleid und alle Liebeslüste werden als innere



Mächte erlebt, erkannt, unselig oder selig die Wirkung „Die Liebe wieder, durch die Gunst der Kypris,/ Durchströmt mich heute, süß mein Herzerwärmend.“/ sagt Alkman und Anakreon: „Wieder stürz ich vom Leukas Riff/ mich hinab in das grau/ schäumende Meer/ taumelnd von trunkenen Liebe. (S. 68).

Es besteht sicher die Gefahr, dass heutige Leser solche 2600jährige Gedichte gewissermaßen im Kontext ihrer eigenen subjektiv reflektierenden Intimität als nichts Besonderes lesen. Es ist halt wunderbarlich alt und spricht noch immer an. Das verwundert, aber dass es eine geistige Revolution beinhaltet, ist schon schwerer einzusehen. Die Ich-Selbstbezogenheit ist in den zweieinhalbtausend Jahren zu einem festgefügteten Lebensstil geworden, sicherlich mit der Preisgabe, dass er auch entgleiten kann, dass die Reflexion auf Liebe, Leid und Lust abhanden kommt. Da der Gebrauch der Selbstreflexion in der Geschichte der Menschen nie fester Besitz, sicherer Geistesbestand, entschiedener Brauch wurde, ist es wohl wichtig, die Geburt des reflexiven Subjekts in den Stürmen der Liebe, der Abschiede und Trauer immer neu sich verwundert vorzustellen.

In dieser Anfangszeit des erwachenden Geistes empfinden gerade „die frühen Dichter dies neue Fühlen so sehr als göttlich und überpersönlich“. (S. 71) Wie sollten sie auch diese neue Sicht auf neue innere Großmächte bezeichnen. Sie werden von den Gefühlen nicht nur überrannt, sondern sie erkennen dies als übermächtige Kräfte. Das Herz, ihr Herz, ist erfüllt von großen Kräften der Liebe, des Schmerzes, der Seligkeit – das geht so über alles Persönliche, dass es überpersönlich, göttlich, genannt wird. In allen diesen Werken ist das mythisch-magische Bewusstsein erhalten, überformt und auch sprachmächtig. Die Welt der Analogien, Metaphern aus der mythischen Sprache bleibt dem erwachten Geist in diesen wunderbaren Formen erhalten. Zu den Bedrängnissen der Liebe, der Kriege kommt als allgemeines Schicksal, das zu reflektieren und zu besingen ist, das Alter hinzu.

Ein nicht ganz erhaltenes Gedicht der Sappho in der poetisch anverwandten Übersetzung Manfred Hausmanns beginnt so: „Schon ist meine Haut/ allüberall/ faltig erschlafft von Alter./“ und endet so: „Mich aber verlangt's/ immer noch nach/ Anmut und goldener Fülle./ Dies Herrliche hat/ stets mich umglänzt,/ weil ich die Sonne liebe./“ Sappho überwindet die Hilflosigkeit des trüben Alters, ... indem sie sich vergegenwärtigt, dass

sie sich das Wesentliche ihrer Jugend, die Freude an dem Strahlenden und Glänzenden bewahrt hat, macht aber keinen Versuch, dem Altern dem Fortschreiten in der Zeit, einen eigenen Sinn zu geben.“ (S. 74) Es ist die neue Innensicht, sie nimmt nichts, was einer erlebt – so das Altern – mehr hin, so selbstverständlich wie dies Natur ergibt, es wird gesehen, wahrgenommen und auch, es in der unerbittlichen Spiegelung im Bewusstsein als Herausforderung sogar zu reflektieren. Es sind nun mal die bedeutsamen Phänomene des menschlichen individuellen Lebens zum ersten Mal in den Blick gekommen und gewinnen den Rang, den sie verdienen.

„Solon hat versucht, die Kämpfe der Parteien zu überwinden und den Staat zusammenzuschließen durch Gesetz und Verfassung. Zur Zeit der Lyriker konstituiert sich die griechische Polis, der Stadtstaat; anstelle des alten feudalen Zusammenlebens bildet sich ein rechtlich geordnetes Gemeinwesen. Es ist kein Widerspruch, dass das Persönlichkeitsbewusstsein und die staatliche Ordnung der Polis zu gleicher Zeit entstehen: Bürger sein ist etwas anderes, als zu einer Masse von Angeführten zu gehören. Das Recht ist die neue Bindung der Menschen aneinander.“ (S. 81) Es ist etwas ungeheuer Bemerkenswertes, dass das reflexive Selbstbewusstsein gewissermaßen die Voraussetzung von so etwas wie Recht, Gleichberechtigung und kollektiver Selbstbestimmung wird. Solon, Konfuzius - und man sollte in Indien Kaiser Asoka dazurechnen - sind die politisch-rechtlichen und somit auch moralischen Wegweiser der Achsenzeit.

Es wird immer wichtiger, Menschen gleicher Gesinnung zu finden und sich in losen oder strengeren Solidaritätsformen zu finden. Es geht um die Sorge um Seele und Selbst bei den Pythagoreern, Orphikern und auch anderen Philosophenschulen, die in dieser Zeit entstehen. „Für die gesellschaftliche Struktur Europas ist es von höchster Bedeutung geworden, dass neben den traditionellen Gruppen wie Familie, Stammesverband usw. neue Vereinigungen entstanden, die nicht auf dem religiös sanktionierten Herkommen beruhen, sondern auf geistigen Bindungen.“ (S. 81) Es ist auch die Folge der Entdeckung eines gewöhnlichen und überraschenden „Innenraums“. Es ist das, was wir Seele, Psyche, Selbst oder gar Geist nennen. Wir erleben dies reflexiv als Innenschau und Innenentdeckung seither, auch wenn wir langsam zu ahnen und zu wissen beginnen, wie dies im komplexen Gehirn geordnet ist.

Es ist genau festzuhalten, dass für diese Entdeckungen bis dahin weder Name noch Begriff sprachlich, in dem mythisch-magischen Bewusstsein vorhanden waren. Die Entdeckung der Seele harrte ihrer Zeit. Heraklit legt diesem Geistseelen-Innenraum Fähigkeiten zu, deren Begriffe bis dahin fehlten. Er sagt „Gespanntheit, die zugleich Intensität und Tiefe umfasst, die Spontaneität und die Gemeinsamkeit. Im persönlichen Empfinden der Lyriker ist die Zwiespältigkeit der Seele und das Bewusstsein von der Gemeinschaft im Geistigen entdeckt. Die Spontaneität des Geistes sehen Archilochos, Sappho und Anakreon allerdings erst in einem verhältnismäßig schmalen Bereich des Fühlens.“ (S. 84) Die Erweiterung dieser anfänglichen reflexiven Sicht werden die großen Dramatiker, bildenden Künstler, Philosophen, Weisheitslehrer, Moral- und Rechtslehrer betreiben. Der Themenschatz für alle blieben Inhalte mythisch-magischer Art, die sie wie eine Vorarbeit, wie ein Prolegomena gewissermaßen, behandelten.

Es ist ein originelles Schauspiel, das sich uns immer neu entfaltet: die Entdeckung des Geistes am Pathischen. Das Erwachen des Geistes in einer Poesie des reflexiven Subjekts. Pindar: „Blind ist der Geist des Menschen, wenn er ohne die Musen den tiefen Weg der Weisheit zu erforschen sucht“, Heraklit: „Der Seele Grenzen kannst du nicht ausfinden, auch wenn du gehst und jede Straße abwanderst, so tief ist ihr Sinn“, so sprechen beide von der „Tiefe“ des Geistigen, von dem Weg der Forschung und des Suchens ... und verlangen von dem, der sie verstehen will, geistige Anstrengung. (S. 91) Ob mit oder ohne die Musen, auf jeden Fall geschieht die Entfaltung des neuen Geistes aus der erhellenden Reflexion der Gefühle. Es kreist um ein neues Spannungserleben und um Erregungen sehr persönlicher Art, die bis dahin nicht wichtig schienen.

„Zwischen Heroid und Pindar hat die Lyrik der archaischen Zeit das Bewusstsein von den Spannungen des Seelischen, von dem Beziehungsreichtum des Geistigen, von dem persönlichen Sinn für Werte entwickelt.“ (93) Wie kann dies auch anders sein, da doch die neue „persönliche“ Lyrik aus der Entdeckung und Erforschung der Lüste und Leiden hervorgeht und so die Gefühle entdeckt, die die Bedeutungen für das Individuum darlegen. Wer Evolutionen belichtet und sie ernst nimmt, wird auch die Hierarchie der subjektiven Bedeutsamkeiten und nicht zuletzt den subjektiven Anker, die Wurzel aller „Werte“ entdecken. Dies ist der

Beitrag der Dichter zum Erwachen des Geistes, dass er (bis zur Philosophie Platons) dieses Erwachen aus den Schmerzen, Leidenschaften, Lüsten und Seligkeiten heraus erlebt und formt. Er entdeckt die Bedeutung der „Innenschau“ als erster, die kunstvolle Sicht auf die Seele und das, was sich als Mittelpunkt des neuen Geistes bald herausstellen wird: auf das mit Sokrates endgültig klar wird, dies: lerne dich selbst. „Pindar formuliert in einem knappen Satz, was er von sich und seinen Hörern erwartet: „werde, der du bist, durch Lernen.“ (S. 94) Die Entfaltung wird Sokrates/Platon vornehmen, während die Tragödiendichter in Attika die Entdeckung des Innenraums der Seele radikalieren ins Handeln. Sie zeigen den Bruch zur alten mythischen Welt am stärksten auf, da sie die Forderung der Gemeinsamkeit des Geistes und der Gleichgestimmtheit der Seelen in die Handlungskonflikte der Gerechtigkeit umschreiben. Diese universale moralische Forderung zerstört alte erhabene Bande, religiös geweihte Verhältnisse und sieht neue Solidarformen im Geist bei Geistes- und Wahlverwandten. Dass diese zuerst tragische Formen gewinnen, ist die allgemeinste Kategorie jeder Wandlung und Veränderung.

Mit der Tragödie erhält das selbst-reflexive Subjekt selbstbestimmtes Handlungsvermögen, wenn auch mit noch gestutzten Flügeln. Mit der Tragödie „musste das Band zwischen Mythos und Wirklichkeit zerreißen“. (S. 97) Vorerst ist der Zerriß noch „Spiel“ und ein aus der kultischen Sphäre losgelöstes Satyrspiel. Vorerst ist die neue Wirklichkeit des neuen Bewusstseins nur im Wort und Spiel, in Sprache und Kunst vermittelbar. Doch läuft dieses oft tragische Spiel auf die Darstellung der Menschen hinaus, „die nun etwas anderes werden, als sie früher waren“. (S. 101) Die große geistige Revolution der Achsenzeit begann mit der authentisch-ehrlichen Erfahrung und ihrer Darstellung, nämlich der Hilflosigkeit. Diese wird im Tragödien-Chor noch tiefer erspätet und großartiger dargestellt. Das Drama kann die Intensivierung der Gefühle zeigen, und die Todesnähe kann erbarmungsloser wirken als in der Lyrik. „Auch dieses Leid führt den Menschen dazu, sich auf sein Inneres und dessen Tiefe zu besinnen und dort etwas zu finden, darüber das Bloß-Persönliche hinausgeht, - nur ist es hier nicht damit getan, dieses Geistige aufzudecken oder anzuerkennen, sondern dieser geistige Wert, das Recht, verlangt die Tat.“ (S. 103) Diese Tat ist nie unbesonnen, maßlos und hybrid bei dieser Recht-Handlung des neuen Subjekts. Es gilt ... „tief zu sinnen um das Heil, so wie zum Grund des Meers ein Taucher geht mit sehendem Auge ohne Trunkenheit.“ Sagt

der Danaidenchor bei Äschylos. „Und nun steht Pelasgos da und denkt. Der Chor begleitet sein Denken mit den Versen: „Denke nach! Wem du nach dem Recht frommen Sinns Schützer uns.“ (S. 103) Es ist die Besonnenheit, das Maß am Anfang der Entscheidung zur Tat.

„Das, was neu gewonnen wird, der Ernst des Selbstbewusstseins, das Wesentliche und Einfache des eigenen Handelns, erscheint also als Rückkehr zum eigenen Wesen.“ Goethe sagt in „Maximen und Reflexionen (1050) „Des tragischen Dichters Aufgabe und Tun ist nichts anderes, als ein psychisch-sittliches Phänomen, in einem fasslichen Experiment dargestellt, in der Vergangenheit nachzuweisen.“ Das ist bei Äschylos das erste Mal klar geworden! Noch etwas kristallisiert sich als neues menschliches Problem und als bewusste Aufgabe bei Äschylos heraus „wie sich (es) aufweisen lässt, dies Sich-Entscheiden (als) ein zentrales Motiv“ (S. 105). Dieses Sich-Entscheiden können ist ein wesentliches Moment des selbstreflexiven Bewusstseins, es wird das Alpha und Omega nicht nur seiner Seele, sondern seiner lebendigen und gesellschaftlich herausgeforderten Selbstentfaltung. Es ist eine unerhörte Forderung an das neue so hilflos geborene Individuum, zu handeln, ohne die alten Bindungen.

„Euripides löst die Menschen noch weiter aus den alten Zusammenhängen, da er immer mehr das zu begreifen sucht, was seit Äschylos das Wirkliche am Menschen und seinem Handeln war: das Geistige, die Idee, das Motiv des Handelns.“ (S. 108) Es ist unerhört, was da den Athenern nicht nur großartig vorgespielt wurde, sondern Welch Ansinnen an sie damit gestellt wurde. In solch einer Theatersituation würden heute die Abonnements zurückgegeben. Doch sie versuchten sich mit dem Geist, in dem Sein und Schein zu scheiden gelernt wird. Mit den großen Lyrikern hatten sie es gelernt, dass auf einmal innere, sehr persönliche Werte wesentlicher wurden als äußere gesellschaftliche. Nun wurden sie in allen Tragödien belehrt, dass diese Erkenntnisse etwas mit dem menschlichen Handeln zu tun haben. Nun wird es ernst, vorerst im Spiel tragisch, nachher im Leben auch verzweifelt gefährlich.

„Je mehr der menschliche Geist das eigentliche Lebendige und Handelnde wird, desto reicher stellt sich das Seelenleben dar. Die Wirklichkeit der menschlichen Existenz liegt nun so sehr im Geistigen, dass das Drama immer eifriger den geistigen Motivationen nachgeht.“ (S. 109) Eine Flut

von Neugier, Wissensdurst, existenziellem Interesse bricht in die Frage: Was ist das für ein neues Menschenwesen? „Menschenkenntnis, Selbsterkenntnis werden Aufgaben des Nachsinnens, wie andererseits Naturerkenntnis Aufgabe des Forschens wird. Wirklichkeit ist nicht mehr etwas schlicht Gegebenes.“ (S. 109) So stirbt die Vorherrschaft des mythisch-magischen Bewusstseins, sie zerfällt, erwächst neu, zerfällt noch mehr. Die Tragödie schafft endgültig die schier unlösbare Problematik des menschlichen Handelns. Sokrates wird sie aufnehmen und zu einem Wissens-Dialog über die Frage des schönen Guten machen.

So wurde der Mensch empfindsam, auch manchmal übersensibel, hin und her gerissen, von der Spannung des Alten und Neuen zerrissen – das ist das ungeheuerere, seitdem nicht wegzudenkende „Epiphänomen“ des erwachenden selbstreflexiven Subjekts. „Das ist das Ergebnis davon, dass der Mensch auf sich selbst gestellt ist: er steht auf nichts, ist hilflos preisgegeben den Zufällen des Lebens.“ Das Neue an den guten Taten ist, dass sie nicht aus Ehrfurcht vor den alten geheiligten Werten getan werden, sondern aus einem neuen, reinen, subjektiven Empfinden wird das gut Tun einer zerfahrenen, sinnlos ablaufenden Welt entgegengesetzt. „Von Aischylos bis zum späten Euripides verfolgen wir, wie das Mythische immer unnatürlicher wird.“ (S. 124) Diese Feststellung können wir bis heute in vielen, vielen Abwandlungen tätigen.

Die Variationen des Mythischen der Macht, des Mythischen der Geldgier, die esoterischen Angebote, das Entdecken neuer, alter, ferner Religionen, die Ideologien und eklektizistischen Religionsangebote usw., alle wollen der Sinnlosigkeit Halt gebieten und vermehren sie nur. Sie kommen an den Menschen von außen, sind meist nicht durch das Nadelöhr der selbstreflexiven Subjektivität gegangen. Gerade dies Ereignis wird nach dem Ende der Tragödien als Denkanstoß nun übermächtig: „Der Mensch macht sich selbständig und findet von sich aus, was wahr ist.“ (S. 132) Hekataios gleichzeitig mit Xenophanes entdeckte sozusagen ein „Wissen, wie er es ansah“, dass darin und damit „ein Fortschritt möglich wurde. Wissen ist ihm noch wesentlicher als Xenophanes Resultat des Forschens, das ihm nicht nur zufällt, wie dem Odysseus, der vieler Menschen Städte gesehen hat, das er nicht nur in der Muße übt wie Solon, von dem es heißt, dass er als erster der „Theorie“ wegen in der Welt herumgereist sei (Herodot, 1,29), sondern er reist planmäßig, um möglichst

vollständig Erfahrung und ein systematisches Bild von der Erde und von Gewohnheiten und der Geschichte der Menschen zu bekommen. Er lebt absichtlicher der Theorie als Solon, - desto aktiver ist er für die Theorie.“ (S. 32). Hier beginnt ein neues Üben, ein Erfahrungsammeln gegenüber dem, seit Homer die Ordnung der Welt durch Prinzipien zu verstehen. So gilt das „Einziges“, um das Verworrene und Unklare zu verstehen, immer neu zu finden für Tytaios, Solon, Sappho, Thales, Anaximander, Anaximeus, Xenophanes. Heraklit lehrt gegen die Überbewertung des Erfahrungsammelns als auch gegen den Besitz einer Doktrin. Er sagt: „Viel Erfahrung (Polymathie) lehrt nicht Verstand (Nóos) haben, sonst hätte sie es den Hesiod gelehrt und Pythagoras, ferner auch Xenophanes und Hekataios. (40)“ (S. 132) Heraklits Zweifrontenkrieg ist sozusagen die Einführung ins Sokratische.

Großartig sein Hinweis auf eine „Empirie“, die für unsere Zeiten genauso hart gilt, „schlechte Zeugen sind den Menschen Augen und Ohren, wenn sie Barbaren-Seelen haben. (fr. 107)“ (S. 133) Das ist schon der klarste Hinweis auf das, was wir selbstreflexives Subjekt nennen. Das wird ihm nun bedeutsam, und er gewinnt eine neue Richtung des Forschens, er beginnt, die Barbaren-Seelen wie auch seine eigene zu erforschen, er sagt: „ich hab mich selbst erforscht“ (fr 101). „So ist das Ideal des göttlichen Wissens nicht mehr das der Musen, die überall dabei gewesen sind und auch alles gesehen haben, noch das des xenophanischen Gottes, der ganz Erfahrung ist; so ist auch die Torheit der Menschen, über die Heraklit sich erhebt, eine andere als bei den früheren: sie sind nicht wach, sind wie Schlafende (er 1,73,89) oder Trunkene (sr 117), wie die Kinder (fr 790,79,121) oder, was er besonders häufig sagt, wie die Tiere (fr 4,9,13,29,37,83,97)“. (133)

Dies erscheint uns als ein wesentlicher Schritt in den Zeiten, in denen der neue Geist sich in immer neuen Bewegungen klärte. Ein wunderbares Schauspiel, das sich vorerst in Sokrates/ Platon vollenden sollte. Die Fragen der Ordnung des Ursprungs und innersten Wesens der Welt wird nicht verdrängt oder gar ganz vergessen, doch anstatt mit diesen den Menschen allzu überfordernden Fragen wollte sich also Sokrates zunächst mit den menschlichen beschäftigen. „Darum könne man doch nicht Wind oder Regen oder die Jahreszeiten machen, während im Menschlichen, wie dem Frommen, dem Schönen, dem Gerechten usw., der Wissende

die Tugend gewinnen könne.“ (S. 137) Diese Schlussfolgerung verfolgt Sokrates.

Nochmals zur Erinnerung: „Die Zeit, die das homerische Epos beschreibt, von der die Menschen nur dunkle Kunde haben, reicht zurück etwa bis zum 13. Jahrhundert v. Chr. Da Ilias und Odyssee wohl im 8. Jahrhundert entstanden sind, berichten sie Dinge, die an die 500 Jahre zurückliegen. Diese Jahrhunderte zwischen Agamemnon und Homer sind sehr dunkel: Es ist die Zeit der dorischen Wanderungen, denen die hohe Kultur, von der die Sage berichtet, zum Opfer fiel. ... Das ist nicht nur ein Träumen vom verlorenen Paradies oder von einem goldenen Zeitalter, sondern viel echte historische Erinnerung.“ (140)

Dann zwei, drei Jahrhunderte „Achsenzeit“, Aufgehen eines neuen Bewusstseins, Morgenröte der Selbstentdeckung bis Sokrates, und nochmals zwei Jahrhunderte später dichtet Kallimachos, Wortführer hellenistischer Dichtung – gelehrt und weise, doch abstandsvoll und spielerisch dem „Leben“ gegenüber.

„Kallimachos nennt sein Dichten „kindliches Spielen“ und seine Gedichte „Spiel““. „Wie ein Kind - sagen von ihm die Telchinen - ...verfertigte er kleine Werke“. Doch solches Selbstbewusstsein vollendet sich jetzt ganz und gar in der Form. Aller Pathos, alle Belehrung, Sinnggebung ist ihm ferne. Nur eines bleibt ihm wichtig, die Formgebung der Selbstreflexion. Dies geschieht jeweils fernab vom „Erhabenen“ und stets im Gebrochenen der Ironie. Eine Scham hat sich eingestellt, sehr und gröblich seine starken Gefühle zu formen. Es ist die Reife des neuen Bewusstseins, die im weltüberwindenden Spiel zu sich kommt: Diese Selbstbezogenheit und Selbstbetrachtung des Kallimachos führt aber nicht zu Selbstbespiegelung und Selbstanalyse. In der Psychologie ist er so wenig ein Entdecker wie auf sonst einem Gebiet des Geistes – wenn nicht dies schon eine Entdeckung ist, sich selbst lächelnd zuzusehen und festzustellen: so geht es also mit dir zu. Dieses Abstandnehmen von sich selbst steigert das theoretische Bewusstsein, aber weder Kallimachos noch ein Nachfolger setzt eine Energie der Erkenntnis ein, um diesen neuen Ansatz fruchtbar zu machen.“ (251)